

## 8. Bürgerkrieg und Mobilisierung, 1859-1863

### 0. Übersicht

1. Der Weg in den Krieg
2. Mobilisierung für den Krieg

#### 1. Der Weg in den Krieg

Am Abend des 16. Oktober 1859 stürmten 18 Männer unter der Führung des religiösen Fanatikers und radikalen Sklavereiegners John Brown das Bundesarsenal von Harpers Ferry, Virginia am Potomac Fluss. Brown beabsichtigte, sich der dort lagernden Waffen zu bemächtigen, dann durch die Appalachen nach Süden zu ziehen und einen allgemeinen Sklavenaufstand auszulösen, der die "peculiar institution" mit Gewalt hinwegfegen würde. Doch die tragik-komische Operation scheiterte völlig. Nicht ein Sklave lief zu den "Befreiern" über. Stattdessen wurden einige der Angreifer bei Kämpfen mit der Bevölkerung getötet, bevor am Abend des 17. Oktober US-Marines dem Spuk ein gewaltsames Ende bereiteten. Kommandiert wurden diese Truppen von Leutnant J.E.B. Stuart und Oberst Robert E. Lee. Es gelang ihnen, John Brown und einige seiner Männer lebend zu fangen.

Viele Zeitgenossen betrachteten den Überfall auf Harpers Ferry als die Tat von Wahnsinnigen. Gerade im Norden schüttelten viele Menschen den Kopf. Aber als John Brown am 2. Dezember 1859 in Virginia gehängt wurde, erklangen in vielen Orten des Nordens die Kirchenglocken, wurden Ehrensalue abgefeuert und Gebete gesprochen. Militärisch war Brown gescheitert, doch er war zum Märtyrer für die Sache der Freiheit geworden, da er bei seiner Gerichtsverhandlung nicht nur eine unbeugsame Haltung an den Tag gelegt hatte, sondern die Gelegenheit genutzt hatte, seinen Richtern und dem ganzen Süden bittere moralische Vorhaltungen zu machen.

Die nördlichen Sympathiekundgebungen für John Brown wurden im Süden ebenso schnell bekannt wie die Tatsache, daß er nicht ohne Hintermänner operiert hatte. Wohlhabende Abolitionisten hatten sein Projekt finanziert. Dies rief in den Südstaaten ungeheure Empörung hervor, schreckten doch Yankees offenbar schon nicht mehr davor zurück, den Süden zu überfallen und die Sklaven zum gewaltsamen Aufstand aufzuwiegeln. Urängste vor blutigen Sklavenaufständen, die es in der Vergangenheit ja tatsächlich schon gegeben hatte, erregten nun regelrechte Hassgefühle gegenüber den selbstgerechten Yankees. So leistete John Browns verrückte Aktion einen erheblichen Beitrag zur Herbeiführung des Bürgerkriegs. Nicht umsonst

wurde das schöne Lied “John Brown’s Body” zu einem der populärsten Songs der Nordstaatenarmeen.

Wie kam es zu all dem? In einer früheren Sitzung hatten wir gesehen, dass der Krieg gegen Mexiko für die USA böse Folgen hatte. Das Problem, was aus den eroberten Gebieten werden sollte, vergiftete die ohnehin schon gespannte Atmosphäre zwischen Nord und Süd weiter, ging es doch um die Balance innerhalb des Senats und darüber hinaus innerhalb von Wirtschaft und Gesellschaft der USA. Mehr als das; seit 1854 herrschten, wie ebenfalls bereits erwähnt, bürgerkriegsartige Zustände in Kansas und Missouri. 1856 häuften sich die Gräueltaten, wobei John Brown an einem der Massaker führend beteiligt war. Gleichzeitig stieg im Norden die Verbitterung über den Süden, dessen System der Sklaverei durch Gesetze wie das fugative slave act und durch Entscheidungen des südstaatlich dominierten Supreme Court und der Administration des Demokratischen Präsidenten Buchanan einseitig bevorteiligt wurde.

So war es also die Sklavereifrage, die im Kern der wachsenden Entfremdung zwischen Nord und Süd zugrunde lag. Vor allem in New England hatte sich eine starke Abolitionisten-Bewegung entwickelt, die, teilweise auf puritanischen Moraltraditionen aufbauend, das gottlose und menschenverachtende System der Sklaverei bekämpfte. Frederick Douglass, selbst ein entlaufener Sklave, der über seine furchtbaren Erfahrungen propagandistisch wirksam berichtete, wurde zu einer Art Chefideologen des Befreiungskampfes. Presseberichte, Pamphlete etc. über die Grausamkeiten der Sklaverei taten ein Übriges. Entscheidend zur politischen Bewußtseinsbildung trug jedoch eine herzzerreissende Novelle bei. Das 1852 veröffentlichte Buch “Uncle Tom’s Cabin” von Harriet Beecher Stowe wurde innerhalb eines Jahres 300.000mal verkauft. Hier wurde mit kitschigen Rührgeschichten erfolgreich Politik gemacht, was sich Hollywood später zum Vorbild nahm.

Es wäre aber falsch zu glauben, Mitgefühl mit dem Schicksal der schwarzen Sklaven alleine hätte den Norden gegen den Süden aufgebracht. Im Gegenteil: Die Abolitionistenbewegung war auch im Norden niemals mehrheitsfähig. Zwar bildete sie eine starke Lobby, doch der Masse der Bevölkerung waren die Sklaven ziemlich egal. Vielmehr existierte auch im Norden ein ausgesprochener Rassismus, der selbst freien Schwarzen die Bürgerrechte verweigerte. Auf die Mehrheit der Nordstaatler wirkte die Sklavereifrage vielmehr indirekt ein. Die Plantagenlobby im Süden stand nämlich gegen durchgreifende Infrastrukturmassnahmen, eine Zollpolitik zum Schutz der Industrie und eine starke Zentralregierung in Washington. Vor allem aber wehrte sich der Süden gegen Unterstützungsmassnahmen für

Kleinsiedler, die sogenannte Homestead-Politik, was auch den Nordwesten gegen die Plantagenstaaten mobilisierte. All dies, sowie die Übergriffe im Kansasgebiet und die arrogante Interessenpolitik der Südstaatler in Washington brachte nun tatsächlich die Mehrheit des Nordens gegen den Süden auf.

Umgekehrt staute sich im Süden ein regelrechter Hass gegen die Yankees auf, die sich anmassen wollten, mit erhobenem moralischem Zeigefinger in die inneren Angelegenheiten der Südstaaten zu intervenieren. Damit fühlten sich viele Menschen im Süden in ihren Vorstellungen von Freiheit herausgefordert. Für die eigene Freiheit aber hatten die Südstaatler schon immer sehr schnell zu den Waffen gegriffen. Dies war auch ein Punkt, der die ziemlich kleine Gruppe der Plantagenbesitzer mit der Masse der zumeist armen Weissen auf dem Lande vereinte. Gegen Eingriffe von aussen hielt man zumeist zusammen. Hinzu kam die Tatsache, dass auch der nicht-sklavenbesitzende "White Trash" eine Emanzipation der Schwarzen fürchtete. Dies hätte ihr rassistisches Selbstwertgefühl und ihre soziale Stellung bedroht. Obendrein fürchteten sehr viele Menschen im Süden, wohl aus sublimierten Schuldgefühlen heraus, die Rache der befreiten Sklaven. Vor diesem Hintergrund war auch die Mehrheit der ärmeren Weissen im Süden bereit, sich mit den Interessen der plantagenbesitzenden Elite zu solidarisieren.

Insgesamt wird man also sagen können, dass die Sklaverei teilweise direkt, v.a. aber indirekt die Hauptursache für die zunehmende Entfremdung zwischen Nord und Süd war. Die peculiar institution schuf nämlich grundlegende Systemunterschiede zwischen den beiden wichtigsten sections der USA. Diese Unterschiede waren sicherlich sozio-ökonomischer und sozio-politischer Natur. Der amerikanische Soziologe Barrington Moore schrieb deshalb schon in den 1960er Jahren in einem damals Bahn brechenden Buch (Die sozialen Ursprünge von Demokratie und Diktatur), dass es sich beim Bürgerkrieg um die zweite Amerikanische Revolution gehandelt habe. Was Ende des 18. Jahrhunderts versäumt worden sei, wurde Mitte des 19. Jahrhunderts nachgeholt: die soziale, wirtschaftliche und politische Revolution zur vollständigen Durchsetzung einer bürgerlich-kapitalistischen Ordnung mit einem freien Arbeitsmarkt. Moore griff hierbei auf Argumente von Karl Marx und Friedrich Engels zurück, die als Zeitgenossen den Bürgerkrieg aufmerksam verfolgt und ausführlich kommentiert hatten.

Dennoch scheint mir, dass die Vorstellung, derzufolge der Nord-Süd-Konflikt in den USA ein Streit zwischen freiem Industriekapitalismus und quasi-aristokratischem Agrarkapitalismus über die Frage von freier Arbeit oder Sklavenarbeit war, zu reduktionistisch ist, zu kurz greift und gleichzeitig zu

sehr pauschalisiert. Vor allem erklärt diese These meiner Ansicht nicht, warum so viele Menschen völlig unterschiedlicher sozialer Herkunft sich im Verlauf der folgenden Auseinandersetzung für die eine oder andere Seite entschieden und dafür sogar ihr Leben einsetzten. So hatten die armen Kleinbauern des Shennandoah Tals in Virginia nicht den geringsten sozio-ökonomischen Grund, für die Interessen der Sklavenhalter zu stimmen oder gar zu kämpfen. Dennoch kamen gerade aus dieser Region die härtesten Kämpfer für die Sache des Südens, die im Verlauf des Bürgerkriegs unter dem legendären General "Stonewall" Jackson den Yankees das Fürchten lehren sollten. Von einem Yankee gefragt, warum sie denn so wild für die Erhaltung der Sklaverei kämpfen würden, obwohl sie doch selbst gar keine Sklaven besäßen, antwortete ein im Shennandoah-Tal gefangen genommener einheimischer Soldat lapidar aber treffend: "Because you are here."

Der Nord-Süd-Konflikt in den USA war somit mindestens ebenso eine politisch-kulturelle Auseinandersetzung wie eine sozio-ökonomische. Wenn es irgendeines historischen Beispiels für die Macht kultureller Identitäten bedarf, so liefert sie die Auseinandersetzung zwischen Yankees und Südstaatlern. Im Gefolge der unterschiedlichen sozio-ökonomischen Strukturen hatten sich seit Jahrzehnten politisch-kulturelle Spannungen aufgebaut, die um 1860 herum der Entladung entgegen gingen.

Die Spaltung der USA machte sich in dieser Zeit auf allen Ebenen bemerkbar. So begannen sich die Kirchen in jeweils zwei Fraktionen zu trennen: Es gab Southern und Northern Baptists, Southern und Northern Episcopalians usw. Vor allem aber spaltete sich das politische System in sektionale Fraktionen auf. Die Demokraten konnten sich im Vorfeld der Präsidentschaftswahlen von 1860 nicht mehr auf einen gemeinsamen Kandidaten einigen. Stephen Douglas wurde für die nördlichen Demokraten aufgestellt, während die südlichen Demokraten John C. Breckinridge präsentierte. Der traditionelle Gegner der Demokraten, die Whigs, brach sogar gänzlich auseinander und konnte nur noch eine Splittergruppe bei den Wahlen vorweisen. Die Masse der Whigs aber konzentrierte sich nun gänzlich auf den Norden und absorbierte die Abolitionists in einer neuen Partei, der Republican Party. Dieser Partei ging im Süden der Ruf voraus, sie wolle die Sklaverei um jeden Preis vernichten. Der Präsidentschaftswahlkampf wurde somit zum Vorspiel des Bürgerkriegs. Dabei hatten die Republikaner mit Abraham Lincoln aus Illinois einen Kandidaten aufgestellt, der ein eher gemäßigter Politiker war. Zwar hatte er schon früher seiner Ablehnung der Sklaverei aus prinzipiellen Gründen Ausdruck verliehen. Unter Rückgriff auf die Bibel hatte er verkündet, "a house divided against itself cannot stand". Die USA könne nicht auf Dauer "half slave and half free" sein. Doch im Wahlkampf machte klar, dass er die

Sklaverei, dort wo sie bestand, auch als Präsident nicht antasten werde. Diese Mässigung nutzte ihm jedoch wenig, denn im Süden wurde Lincoln schlicht als “nigger lover” verschrien und einige Südstaaten erlaubten ihm noch nicht einmal, sich dort um Stimmen zu bewerben.

Dennoch gewann Lincoln die Wahl im Herbst 1860 mit deutlicher Mehrheit. Allerdings, und das war bezeichnend, seine Mehrheit beruhte allein auf Stimmen aus dem bevölkerungsreicheren Norden. Das Wahlergebnis machte somit die Spaltung komplett, zumal die Republikaner obendrein die Mehrheit in beiden Häusern des Congresses gewannen.

Die Mächtigen im Süden erwiesen sich als schlechte Verlierer und als zweifelhafte Demokraten. Einen Präsidenten Lincoln und die Herrschaft der Republikaner war der Süden nicht bereit zu akzeptieren. In dieser Situation trat erneut das alte Argument der State Rights hervor, mit dem der Süden schon seit Jahrzehnten operierte, wenn es um seine Minderheitenposition ging. Wiederum war es South Carolina, das sich als radikalster Vertreter von state rights profilierte. Aber diesmal gingen die Politiker des radikalsten Sklavenstaates weiter als jemals zuvor. Am 20. Dezember 1860 erklärte SC den Austritt aus der Union und proklamierte seine Souveränität. SC blieb mit diesem Schritt nicht allein. Bis zum Februar 1861 folgten mehrere andere Staaten aus dem tiefen Süden. Gemeinsam gründeten sie die Confederate States of America. Jefferson Davis, Kriegsheld, ehemaliger Kriegsminister und einer der reichsten Plantagenbesitzer des Südens wurde auf sechs Jahre zum Präsidenten gewählt. Die Verfassung des neuen Gebildes sah deutlich stärkere Rechte für die Einzelstaaten vor, als dies in den USA der Fall war. In den folgenden Monaten kamen nach langen Diskussionen zahlreiche Staaten des Upper South, insbesondere Virginia hinzu, das sich allerdings bei dieser Gelegenheit spaltete.

Der noch amtierende Präsident Buchanan sah diesem Auflösungsprozess der USA tatenlos zu, denn er sympathisierte mit dem Süden. Lincoln war machtlos zu intervenieren. Als er endlich die Präsidentschaft übernehmen konnte, war der Süden bereits zum grössten Teil abgesprungen. Am 12. April 1861, um 4:30 morgens eröffneten schliesslich konföderierte Batterien das Feuer auf das von Unionstruppen verteidigte Fort Sumter im Hafen von Charleston, S.C.. Der Bürgerkrieg hatte begonnen.

Soweit in einem kurzen Überblick die Vorgeschichte des Amerikanischen Bürgerkrieges. Natürlich waren die Zusammenhänge viel komplexer, als sie hier dargestellt werden konnten. Überhaupt handelt es sich beim Bürgerkrieg um ein Thema, das spielend Stoff für eine ganze Vorlesung abgeben könnte. Da es sich um einen entscheidenden Einschnitt in der Geschichte der USA

handelt und auch im populären Selbstverständnis von Amerikanerinnen und Amerikanern immer noch von zentraler Bedeutung ist, ist die Literatur zu diesem Thema immens. Ja, man kann geradezu von einer Obsession in den USA sprechen. Die Schlachtfelder des Bürgerkriegs sind längst in imposante War Memorials verwandelt worden. Die Hauptstadt Washington, D.C. ist voll von Monumenten des Bürgerkriegs. Dies gilt auch für Richmond, VA, die ehemalige Hauptstadt der Konföderierten. Die populäre Imagination wird von solchen Epen wie "Gone with the Wind" beflügelt. Millionen von Zuschauern verbrachten mehrere Abende am Fernsehapparat, als der öffentlich-rechtliche Sender PBS Anfang der 90er Jahre seine brillante Dokumentation über den Bürgerkrieg ausstrahlte. Vor allem in den Südstaaten ist der Bürgerkrieg immer noch präsent. Hier weht vielerorts noch die Kriegsflagge der Confederacy "Stars and Bars". In Vicksburg, Mississippi wurde bis in die 1960er Jahre hinein der Nationalfeiertag nicht begangen, weil am 4. Juli 1863 die Stadt vor den Belagerungstruppen des Yankee-Generals Ulysses S. Grant kapitulieren musste. Im Süden meint man immer noch den Bürgerkrieg, wenn man von "the war" spricht - und nicht etwa einen der beiden Weltkriege des 20. Jahrhunderts oder Vietnam. Vor diesem Hintergrund ist die Geschichtswissenschaft zum Bürgerkrieg gänzlich unübersehbar geworden. Allein drei wissenschaftliche Zeitschriften beschäftigen sich gänzlich oder doch wenigstens vornehmlich mit dem Bürgerkrieg. Jährlich erscheinen hunderte von Büchern und Artikeln zu Aspekten des Bürgerkriegs.

Angesichts dessen wäre es sinnlos, an dieser Stelle eine gründliche Analyse des Bürgerkriegs zu versuchen. Stattdessen sollen zwei Aspekte herausgegriffen werden:

1. Die Frage der Mobilisierung für den Krieg und damit die Frage nach dem Grund, warum so viele Männer in den Kampf zogen und so viele Frauen sie dabei enthusiastisch unterstützten.
2. Die Frage nach dem Charakter des Krieges und damit nach seiner Bedeutung nicht nur in der amerikanischen, sondern auch in der Weltgeschichte.

Diese Themen werden uns in den beiden nächsten Sitzungen beschäftigen. Trotz dieses Aufwandes werden wir selbst diese relativ begrenzten Fragen nur ansatzweise behandeln können. Wer also mehr wissen will, sollte selbst nachlesen.

## 2. Mobilisierung für den Krieg

Als der Bürgerkrieg ausbrach, war er auf beiden Seiten zunächst mehrheitlich sehr populär. Zwei halbwegs demokratisch verfaßte Gesellschaften bekämpften einander anfänglich auf einer Woge der Begeisterung. Dabei mobilisierten beide Seiten ihre Truppen nach dem Modell des Krieges gegen

Mexiko, das sich ja scheinbar bewährt hatte. Es gelang vor allem zunächst dem Süden, eine gewaltige Streitmacht aufzustellen. Noch vor den Schüssen auf Fort Sumter hatte der Confederate Congress die Schaffung einer regulären Armee nach dem Muster der US-Army beschlossen. Doch zur Durchführung dieser Maßnahme kam es nie. Stattdessen wurde eine Provisional Army aufgestellt, die aus den Milizen der Einzelstaaten und vor allem aus Freiwilligen bestehen sollte. Diese Truppe sollte 100.000 Mann umfassen. Doch sobald der Krieg begann, beschloß der Confederate Congress sogar die Einstellung von 400.000 Mann für die Dauer von drei Jahren.

Im Gegensatz zu früheren Kriegen hatten die Behörden keinerlei Schwierigkeiten, die geforderte Anzahl von Freiwilligen zu bekommen. Ja, der konföderierte Kriegsminister Leroy P. Walker mußte sogar 200.000 Dienstwillige zunächst nach Hause schicken, weil nicht genügend Waffen und Ausrüstungsmaterial vorhanden waren. Der Enthusiasmus der Südstaatler für den Krieg war offensichtlich gewaltig. Die neu aufgestellten Freiwilligenkompanien gaben sich bombastische Namen, die ihre Kampfbereitschaft zum Ausdruck bringen sollten:

“ Tallapoosa Thrashers; Baker Fire Eaters; Southern Avengers; Amite Defenders; Butler’s Revengers; Bartow Yankee Killers; Chickasaw Desperados; Dixie Heroes; Clayton Yellow Jackets; Hornet’s Nest Rifle Men; Lexington Wild Cats; Green Rough and Readys; Racoon Roughs; Barbour Yankee Hunters; Southern Rejectors of Old Abe; Cherokee Lincoln Killers; Yankee Terrors; and South Florida Bull Dogs”.

Der Norden kam etwas langamer in die Gänge. Bei Kriegsausbruch hatte die stehende US-Armee einen Gesamtbestand von 13.024 Mann, wovon sich ein kleinerer Teil, darunter jedoch so illustre Offiziere wie R.E. Lee und J.E.B. Stuart, zu den Konföderierten schlug. Da der Kongreß in Urlaub war, erhöhte Lincoln den Sollbestand am 4. Mai 1861 eigenmächtig auf fast 40.000 Mann. Tatsächlich aber sollte die reguläre Armee zu keinem Zeitpunkt während des Krieges die Zahl von 25.000 erreichen. Wie schon in früheren Zeiten, so wurden die Berufssoldaten auch jetzt vernachlässigt. Zusätzlich beschloß Lincoln nämlich die Einstellung von 75.000 Freiwilligen, die die Hauptlast des Krieges tragen sollten. Doch auch im Norden überstieg der Ansturm kampfeswilliger Männer bei weitem die Erwartungen. Hunderttausende wollten in den Krieg ziehen, und ihre Einheiten versahen sich mit ähnlich martialischen Namen wie ihre Pendants im Süden.

Was die Bedeutung dieser enormen Selbstmobilisierung für den Charakter des Krieges anging, so ist des US-Militärhistorikers Russell F. Weigley folgender Feststellung in allen fast allen Punkten beizupflichten:

“ In no small measure, the achievement derived from the historic

citizens' militia, whose organized companies became the nucleus of the war armies. In no small measure too, however, the citizens' militia made possible the great war itself, by giving the states sufficient military strength, and thus sufficient residue of sovereignty, to wage war against each other."

Die Ursachen für die anfängliche Popularität des Krieges auf beiden Seiten waren vielfältiger Natur und haben die Forschung intensiv beschäftigt. Sicherlich war das durchschnittliche politische Bewußtsein in Nordamerika damals höher entwickelt als in Europa. Es existierte auch ein hohes Maß an Selbstidentifikation mit der Gemeinschaft, ja sogar mit der Nation. Der Enthusiasmus vieler Nordstaatler ist zweifellos auch mit der Empörung über die Untat von Fort Sumter zu erklären, die eine ähnliche Wirkung auslöste, wie der Überfall auf Pearl Harbor im Jahre 1941. Dafür sprechen die zahlreichen Briefe von Freiwilligen, die Bell Irvin Wiley schon 1952 ausgewertet hat. Die von Lincoln ausgegebene Kampfparole, derzufolge es um den Erhalt der Union ging, war zudem sogar bei der Demokratischen Opposition populär und gewann die Herzen vieler Freiwilliger. Dem Norden ging es also primär nicht um die Abschaffung der Sklaverei, sondern um die Verteidigung des Gesamtstaates. Dem setzte Jefferson Davis seine trotzigste Forderung entgegen: "All we ask is to be left alone".

Es wäre daher wohl übertrieben, von einer Welle nationalistischer Begeisterung zu sprechen, die die Männer in Scharen zu den Waffen rief. Abenteuergeist, männlicher Kampfeswille, lokales Gemeinschaftsgefühl, aber auch Gruppendruck waren hier mindestens ebenso im Spiel. Eine Reihe von Studien hat auch gezeigt, dass bei Kriegsbeginn gerade Frauen massgeblich daran beteiligt waren, jenen gesellschaftlichen Gruppendruck zu erzeugen, der auch zögerlich Männer dazu trieb, sich freiwillig zu melden. Für wenige Frauen lässt sich allerdings so etwas wie nationalistische Kriegsbegeisterung nachweisen. Nimmt man etwa die Tagebücher der Südstaatenlady Mary Chesnut zur Hand, so findet man auch hier eher so etwas wie die Bereitschaft, die kulturelle Eigenart zu verteidigen.

Überhaupt ist vor allem für den Süden gut untersucht, daß so etwas wie ein eigenständiger Nationalismus zunächst gar nicht existierte. Sezessionistische Politiker und Publizisten versuchten erst ab Kriegsbeginn ein solches Nationalgefühl, das auch noch stark elitäre Züge trug, künstlich und fast krampfhaft zu erzeugen. Die Entstehung einer Südstaatenidentität war paradoxer Weise erst das Ergebnis von vier Jahren gemeinsamen Kampfes und vor allem auch der Niederlage, wie man dort heute noch feststellen kann.

Sicherlich gab es auch im Süden politische Motive für die Bereitschaft zum



Kampf: Empörung über die angebliche Anti-Sklavereipolitik des Nordens und die Einmischung in die Politik der Südstaaten, die industriefreundliche Zoll- und Handelspolitik vor allem der Republikaner, der angebliche Zentralismus Washingtons. Hinzu kamen finstere Emotionen wie ein allgemeiner Haß auf die aufmüpfigen und selbstgerechten Yankees und der weit verbreitete Rassismus, der geradezu hysterische Ängste vor der Aufhebung der Sklaverei bewirkte. Doch mindestens ebenso stark war der Partikularismus, ja der Lokalismus, der von jedem aufrechten Mann verlangte, Heim, Herd, Familie und Gemeinschaft zu verteidigen. Wie wenig die politischen Hintergründe des Krieges mitunter verstanden wurden und wie sehr die Freiwilligen unter dem Eindruck des Lokalismus standen, mag folgende Antwort eines konföderierten Soldaten aus den Bergen South Carolinas illustrieren, der bei Kriegsbeginn nach den Gründen für sein freiwilliges Einrücken befragt wurde:

“ I go first for Greenville, then for Greenville District, then the upcountry, then for South Carolina, then for the South, then for the United States, and after that I don't go for anything.”

Wo auch immer jedoch die Motive lagen, eines läßt sich mit Sicherheit feststellen: Die gewaltige Selbstmobilisationswelle im Frühjahr 1861 stellte die Voraussetzung für einen Volkskrieg dar, wie ihn Nordamerika noch nicht gesehen hatte. Die bewaffneten Volksmassen, die nun gegeneinander anrückten, stellten dabei das amerikanische Militärsystem auf die größte Bewährungsprobe seit seiner Entstehung.

Der Enthusiasmus der Freiwilligen war nämlich eine Sache, gute militärische Organisation eine andere. Das Problem begann schon bei Rekrutierung der Offiziere. Die wenigen West-Point-Absolventen fielen angesichts der Masse der Truppen kaum ins Gewicht und wurden vor allem anfänglich bei der Besetzung von höheren Rängen gegenüber Amateuren mit politischen Verbindungen benachteiligt. Obendrein wählten die Freiwilligenverbände ihre Vorgesetzten nach alter Tradition selber, meist aus dem Kreise derer, die für die Aufstellung der Truppe bezahlt hatten. Selbst die höheren Führer waren meist militärische Ignoranten, die von Strategie, Taktik und Organisation wenig verstanden. Das galt vor allem für die Nordstaatler, hatten doch die Söhne der Pflanzereelite des Südens häufig das Militärhandwerk auf den dortigen Militärakademien wenigstens ansatzweise gelernt. Aber von der Führung größerer Verbände verstand niemand etwas, weil es so etwas in den USA vorher nicht gegeben hatte. Vor allem in den Nordstaaten erwiesen sich demgemäß mehrere Generale als regelrechte Versager. McClellan, Pope, Buell, Burnside und Hooker zum Beispiel waren in ihrer Unfähigkeit für die schlimmsten Niederlagen verantwortlich. Doch auch der berühmte Robert E. Lee war nur solange erfolgreich, wie er die Vorteile der Defensive nutzen

konnte. Die Problematik der taktischen und strategischen Offensive unter dem Eindruck der gesteigerten Feuerwirkung neuer Schußwaffen hat er bis zum Schluß nicht begriffen. Seine katastrophalen Fehler bei Gettysburg im Sommer 1863 lieferten hierfür den tragischen Beweis.

Bei den einfachen Soldaten sah es zunächst nicht besser aus. Die meisten von ihnen erhielten allenfalls drei Wochen oberflächliche Ausbildung, bevor sie in den Kampf geschickt wurden. Den Rest lernten sie unter furchtbaren Verlusten auf dem Schlachtfeld. Während im Zweiten Weltkrieg der Verlust von 10% eines Regiments als kaum tragbar betrachtet wurde, verloren die Einheiten des Bürgerkriegs häufig 50%, manchmal sogar 80% ihrer Soldaten. Dies war zweifellos das Resultat schlechter Ausbildung und schlechter Führung. Erst allmählich lernten Offiziere und Mannschaften mit der gesteigerten Feuerwirkung im ersten ansatzweise industrialisierten Großkrieg umzugehen. Die Verluste blieben dennoch schrecklich, wie die Sommeroffensive 1864 in Virginia unter Ulysses S. Grant zeigte. Dass die Soldaten unter diesen Umständen überhaupt weiterkämpften, zeigt allerdings auch, wie verbissen dieser Krieg geführt wurde. Gute Erklärungen hierfür gibt jedoch meiner Ansicht nach nicht.

Schon die erste große Schlacht des Bürgerkriegs führte allen Beteiligten vor Augen, daß das bisherige Militärsystem diesmal überfordert sein würde. Im Juli 1861 hatte General Irvin McDowell auf Befehl Lincolns einen Plan ausgearbeitet, mit dem die Rebellen zur Entscheidungsschlacht gezwungen werden sollten. 35.000 Mann sollten den Feind bei dem wichtigen Eisenbahnknotenpunkt Manassas Junction angreifen und vernichten, um den Weg nach Richmond zu öffnen. Der Plan war nicht einmal unvernünftig, doch überschätzte er die Leistungsfähigkeit der eigenen Truppen. Schon der Marsch zu dem nur 20km von Washington entfernten Ort wurde zur Tortur. In der sengenden Sommerhitze Virginias erhielten die Soldaten keinen Nachschub und mußten hungern und dursten. Am 21. Juli kam es schließlich zur Schlacht. Dabei erwiesen sich die kaum ausgebildeten Unionstruppen als unfähig, noch dazu unter feindlichem Feuer, komplizierte taktische Manöver auszuführen. Koordinierte Angriffsoperationen kamen schon gar nicht zustande. So gelang es den Südstaatlern unter den Augen zahlreicher Schaulustiger, die aus Washington angereist waren, die Angreifer vernichtend zu schlagen. Der Weg nach Washington war frei. Doch auch die Konföderierten waren zum organisierten Vormarsch unfähig. Allein in der taktisch leichter zu bewältigenden Abwehr hatten ihre ebenso schlecht vorbereiteten Truppen zusammengehalten. Nach der Schlacht von Manassas (oder Bull Run, wie sie bis heute im Norden heißt) war klar, daß ein schneller militärischer Sieg für keine Seite zu erwarten war, der Krieg also lange dauern würde. Ebenso offensichtlich war, daß eine militärische Reorganisation dringend vonnöten war.

Als erste reagierten die geschlagenen Yankees. Schon am Tag nach der Schlacht beschloß der Kongress die Einführung von Prüfungen für Offiziere. Hunderte von unfähigen, aber demokratisch gewählten Offizieren quittierten in den folgenden Monaten den Dienst. Bis 1863 verschwand die Praxis der Offizierswahl in der Unionsarmee schließlich fast völlig. Ebenfalls am 22. Juli 1861 unterzeichnete Lincoln ein vom Kongreß gebilligtes Gesetz, das die Einstellung von 500.000 Freiwilligen vorsah. Drei Tage später wurde noch einmal die gleiche Zahl zu den Fahnen gerufen. Tatsächlich wuchs die Armee bis zum Frühjahr 1862 auf 700.000 Mann. Es handelte sich um die größte moderne Armee der Welt. Welch ein Wandel hatte sich in der amerikanischen Militärgeschichte ereignet!

Da vor allem im Osten schwere Kämpfe einstweilen unterblieben, war nun auch Zeit vorhanden, die Neuankömmlinge besser auszubilden. Für die Konföderation entstand eine tödliche Bedrohung. Auch hier wurde fleißig gerüstet. Doch der bevölkerungsärmere Landesteil der alten USA hatte ungleich größere Schwierigkeiten, die hohen Verluste des ersten Kriegsjahrs (75.000 Mann) durch Freiwillige zu ersetzen. Die fruchtbaren Kämpfe hatten jedermann deutlich gemacht, daß Kriegführen diesmal kein abenteuerlicher Spaziergang war. Die schreckliche Schlacht von Shiloh, TN Anfang April 1862 war ein neuer Beweis dafür. Die Zahl der Freiwilligmeldungen ging deshalb rapide zurück.

Schon Ende März 1862 begannen Präsident Jefferson Davis und sein militärischer Berater Robert E. Lee auf die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht zu drängen. Am 16. April verabschiedete dann der Confederate Congress mit Zweidrittelmehrheit tatsächlich das erste Wehrpflichtgesetz der amerikanischen Geschichte. Das war ein radikaler Bruch mit der bisherigen Militärtradition. Nun wurden jene Überlegungen, die schon George Washington und Präsident Madison in früheren nationalen Notsituationen angestellt hatten, die jedoch nie zur Ausführung gelangt waren, verwirklicht. Alle Männer zwischen 18 und 35 Jahren wurden für drei Jahre zum Kriegsdienst verpflichtet. Allerdings gab es zahlreiche Ausnahmen, die vor allem im Interesse der Pflanzer waren, und zunächst bestand noch die Möglichkeit, bezahlte Ersatzleute zu stellen, was sich natürlich nur Wohlhabende leisten konnten. "A rich man's war and a poor man's fight" wurde unter diesen Umständen zum Protestruf der ärmeren Schichten. Aber ein entscheidender Schritt zum von oben organisierten und kontrollierten Volkskrieg war getan worden. In den folgenden Monaten wurde die Armee der Südstaaten auf diese Weise um 200.000 Mann verstärkt.

Im Mai 1862 drang Unionsgeneral McClellan mit über 100.000 Mann bis an

die Tore von Richmond vor. Lincoln hoffte, daß diese Offensive die Entscheidung bringen würde. Doch erneut erwiesen sich die Yankees trotz verbesserter Ausbildung als unfähig, einen koordinierten Großangriff vorzutragen. Führungsfehler, Informationsmangel und Desorganisation verhinderten den möglichen Sieg. Stattdessen wurden die Unionstruppen in der Sieben-Tage-Schlacht durch Robert E. Lee, "Stonewall" Jackson und die Confederate Army unter schweren Verlusten vertrieben. Ein Ende des Krieges war nun endgültig unabsehbar geworden.

Auch im Norden meldeten sich jetzt immer weniger Männer freiwillig zur Armee. Der Kongreß reagierte am 17. Juli 1862 zunächst mit dem Versuch, die Wehrpflicht auf indirekte Weise einzuführen, wie es einst George Washington im Unabhängigkeitskrieg vorgeschlagen hatte. Alle Männer zwischen 18 und 45 Jahren wurden in die Milizen der Einzelstaaten eingezogen und der Präsident wurde ermächtigt, diese Milizen im Dienste der Union einzusetzen. Doch das traditionelle Milizsystem der Staaten erwies sich als nicht mehr tragfähig für einen modernen Krieg. Es mußte deshalb weitergegangen werden.

Am 3. März 1863 war es dann soweit: Die Union führte die direkte allgemeine Wehrpflicht ein. Das an diesem Tag vom Kongreß verabschiedete Gesetz ging allerdings nicht soweit wie die Maßregeln im Süden. Zwar waren von nun an alle Männer zwischen 20 und 45 prinzipiell der Union dienstverpflichtet, doch sie wurden nach einem Lotterieverfahren eingezogen. Es gab viele Ausnahmeregelungen und obendrein die Möglichkeit, bezahlte Ersatzleute zu stellen. Das ganze Verfahren versank in einem Sumpf von Korruption und Ineffizienz. Nur knapp über 46.000 Mann wurden tatsächlich zwangsweise von der Union gezogen. Aber es war eine Prinzipienentscheidung gefällt worden; auch der Norden hatte mit den alten Militärtraditionen gebrochen. Obendrein wirkte die Einführung der Wehrpflicht als erwünschtes Druckmittel, um die Zahl der Freiwilligmeldungen halbwegs konstant zu halten. Das Freiwilligkeitsprinzip freier Bürger wurde unter diesen Umständen zur Farce.

Mit der Einführung der Wehrpflicht auf beiden Seiten, auch wenn diese Massregeln in vieler Hinsicht nur theoretische Natur waren, veränderte der Krieg jedoch seinen Charakter. Die Zeiten des Enthusiasmus und der Selbstmobilisierung auf der Grundlage des uramerikanischen Freiwilligkeitsprinzips waren vorüber. Nun kam die Phase der Zwangsmassnahmen von oben, der Staat ergriff die Initiative bei der Kriegführung. Dies stellte einerseits einen klaren Bruch mit amerikanischen Traditionen dar und bedeutete andererseits die Geburtsstunde des modernen Krieges in Nordamerika. Was dies im einzelnen hiess und wie sehr darüber heute noch in der Forschung gestritten wird, soll uns bei nächsten Mal

beschäftigen.